

## Natur und Sprache

Manuel Fasko, *Die Sprache Gottes. George Berkeleys Auffassung des Naturgeschehens*, Basel: Schwabe Verlag 2021, 345 S., € 64.00, ISBN 9783796543081.

Jan Kerkmann  
(Philosophie, Freiburg i. Br.)

10

Berkeleys Theorie der visuellen Sprache Gottes steht seit längerem im Lichtkegel der angelsächsischen Forschung; was bis dato für die deutschsprachige Berkeley-Sekundärliteratur fehlt, ist eine grundlegende Untersuchung, welche das maßgebliche Problemgefüge und die geistesgeschichtlichen Wurzeln dieser theologischen Schlüsselfigur des irischen Bischofs erhellt. Mit der hier vorliegenden Monographie, die aus einer am Philosophischen Seminar der Universität Zürich verfassten Dissertation hervorgegangen ist, beansprucht der Philosoph Manuel Fasko, ebendieses Desiderat zu beheben. Der Topos der göttlichen Sprache, wonach die visuellen Ideen (d. h. die mit dem Gesichtssinn wahrnehmbaren Phänomene) als variantenreiche Ausdrucksgesamtheit eines instruktiven und informierenden Gespräches erschlossen werden können, das der unendliche Geist und göttliche Urheber der Natur mit den endlichen Subjekten unterhält, repräsentiert – wie der Verfasser bereits in der *Einleitung* hervorhebt – einen glücklich gewählten Ausgangspunkt. In dem vermeintlich spekulativen Theologumenon der göttlichen Sprache koinzidieren nämlich diverse Stränge des Berkeleyschen Denkens, was sich in der Pluralität möglicher Zugangsweisen widerspiegelt. So ist es plausibel und sachdienlich, den angezeigten Themenkomplex in naturphilosophischer, erkenntnistheoretischer, hermeneutischer und sprachanalytischer Perspektivierung zu beleuchten.

Die Studie gliedert sich in vier übergreifende Teile. Das erste Kapitel (31–81) widmet sich dem Verhältnis von Analogie und Ähnlichkeit und erörtert das Problem der göttlichen Attribution. Neben der Frage, welche legitimen Attribute Gott beigemessen werden können, bedarf es ebenfalls der philosophischen Klärung, mit welchem Bedeutungsgehalt und in welcher Aussageweise die selektierten Ausdrücke verwendet werden (vgl. 146). Im ersten Kapitel findet sich des Weiteren eine prägnante ideengeschichtliche Auslotung des scholastischen Diskurses über die statthaften Modi der Attribu-

tion. Es wird umfänglich demonstriert, dass Thomas von Aquin die univoke Prädikation ablehnt (vgl. 43–65), weil diese die substanzielle Dissonanz zwischen Gott und den Menschen verkennen muss. Wichtig ist hierbei, dass Thomas' Zurückweisung der Univozität ein metaphysisches Fundament besitzt: Werden Aussagen von zwei Entitäten gleichermaßen prädiert, indiziert dies nach Thomas auf eine generelle Wesensvergleichbarkeit. Doch auch der äquivoke Redetypus wird von Thomas depotenziert. Die Stipulation, ein und derselbe Begriff könne von Gott und dem Menschen nur in gänzlich entgegengesetzter, inkommensurabler Weise ausgesagt werden, müsste nämlich die in der Heiligen Schrift ausdrücklich bekräftigte Gottebenbildlichkeit negieren (vgl. Gen 1,26).

Auf die skizzierte Vermittlungsschwierigkeit reagiert Thomas mit einer Konzeption der Analogie als proportionales Verhältnis von A:B zu C:D, das er von Aristoteles übernimmt (vgl. 59). Diese Figuration der Analogie wird auch für Berkeley von immenser Bedeutung sein, der sie durch die inhaltlichen Kandidaten ‚Sprache‘ : ‚Mensch‘ und ‚Visuelle Sinnesideen‘ : ‚Gott‘ (vgl. 240) substituiert. Die analoge Rede ist bei Thomas also in der Mitte zwischen univoker und äquivoker Ausdrucksweise angesiedelt und soll die Komplikationen dieser beiden Doktrinen umgehen.

Duns Scotus, der in der Frage der göttlichen Attribution als direkter Antagonist des Aquinaten präsentiert wird, erhebt einen wirkmächtigen Einspruch gegen die Methode der Analogie. Er macht geltend, dass die analoge Prädikationsart nicht *sui generis* von der äquivoken dissoziiert werden könne. Letztgenannte stelle jedweden anthropogenen Eigenschaftstransfer auf Gott unter einen immensen Vorbehalt, da aufgrund der grundsätzlichen Andersartigkeit der göttlichen Natur kein rationales Verständnis des Absoluten mehr möglich scheint.

*Prima facie* ließe sich die berechtigte Frage aufwerfen, inwieweit in einer Berkeley gewidmeten Monographie dieser Rückgriff auf die spitzfindigen und partiell hochsubtilen Diskurse der Scholastik vonnöten ist. Es wird aber im weiteren Verlauf deutlich, welchen tieferen Zweck dieser Vorspann erfüllt. Der Verfasser kann nachweisen, dass die von Thomas und Scotus demonstrierten Lösungsvorschläge der terminologischen Charakterisierung Gottes auch in Willam Kings Predigt *Divine Predestination and Fore-Knowledge, consistent with Freedom*

of *Man's Will* virulent wurden. Auf diese am 15. Mai 1709 gehaltene Predigt bezog sich wiederum der Freidenker Anthony Collins und auch der junge Berkeley kommentierte sie in einem am 1. März 1710 verfassten Brief an seinen Freund Percival kritisch (vgl. 118). King, der seines Zeichens als Erzbischof von Dublin amtierte, wollte in seiner Predigt das christliche Dogma des göttlichen Vorauswissens aller künftigen Ereignisse mit der menschlichen Willensfreiheit versöhnen. Dabei behalf er sich mit der – unter ostentativem Rekurs auf die äquivoke Prädikationsmaxime vorgetragenen – Auffassung, dass die beiden scheinbar paradoxen Bestimmungen der absoluten Omniszienz auf der einen Seite und der menschlichen Willensfreiheit auf der anderen Seite für Gott immer schon vermittelt seien, auch wenn das endliche Subjekt das spezifische Arrangement dieser harmonischen Vereinigung nicht durchschauen könne.

An diesem neuralgischen Punkt setzte der Deist und Freidenker Collins in seiner Streitschrift *A Vindication of the Divine Attributes* an. Zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion unterscheidend und Tolands wirkmächtigem Werk *Christianity not Mysterious* (1696) weitgehend folgend, erachtet Collins nur fünf prinzipielle Aussagen über Gott für notwendig respektive für vernünftig nachvollziehbar. Es sind dies die folgenden Postulate und Vernunftwahrheiten:

1. Die Annahme der Existenz eines höheren Wesens
2. Die Pflicht, dieses Wesen zu verehren
3. Die Verknüpfung der Verehrung Gottes mit moralischem Handeln
4. Die Forderung, Sünden zu bereuen und zu büßen
5. Der Glauben an göttliche Belohnung und Bestrafung. (vgl. 87)

Collins – dessen Atheismus für Berkeley feststand –, lancierte gegen King eine ebenso raffinierte wie aufklärerisch getarnte Strategie. Er gab King darin recht, dass Gott nicht auf dem analogen Wege der Attribution beschrieben werden dürfe. Statt die christliche Religion damit zu stützen, indem der Erhabenheit und Erkenntnistranszendenz Gottes sekundiert wird, zog Collins – in den Augen Berkeleys zumindest indirekt – die folgenreiche Konsequenz, dass sich im Medium des Denkens kein personaler, planender, allgütiger und weiser Gott beweisen oder nachvollziehen lasse. Daher legt Collins' Text die Konsequenz nahe, es sei gegenüber einem blinden

Glauben an nicht verifizierbare Charakteristika Gottes wesentlich sinnvoller, auf die einzigen Prädikate zu vertrauen, die Gott tatsächlich beigemessen werden könnten. Dies sind für Collins ebenjene deistischen Denominationen, die ein christliches Gottesverständnis im Grunde überflüssig machen, da sie sich auf jede transzendent-anonyme Instanz beziehen ließen. Wie Fasko luzide nachzeichnet, kann Berkeleys originärer Entwurf des Gottesbeweises der visuellen Sprache als Replik auf Collins' Herausforderung erschlossen werden, den Fasko mit der Figur des Atheisten Diagoras (vgl. 107) aus dem Dialog *Alciphron* (1732) identifiziert.

Das zweite Kapitel (83–144) konzentriert sich vornehmlich auf den Dialog *Alciphron*, in welchem Berkeley die von ihm diagnostizierte Bedrohung des Freidenkertums durch einen Gottesbeweis zu bekämpfen sucht, der die Bedingungen der Freidenker erfüllt – der geforderte Gottesbeweis soll von der sinnlichen Erfahrung anheben, sich in seinen Anfangsprämissen ohne Rückgriff auf kanonische Schriften oder metaphysische Schriften erhärten lassen und im Einklang mit der menschlichen Vernunft angesiedelt sein. Der Verfasser kann anhand aussagekräftiger Passagen aus dem Dialog *Alciphron* plausibilisieren, dass Berkeleys Gewährsmann Euphranor ebenjene Kriterien für seinen Gottesbeweis vindizierte.

Das dritte Kapitel (145–219) befasst sich mit der internen Relationsbestimmung von Analogie, Ähnlichkeit, Repräsentation und Metaphern. Der Verfasser unterscheidet hierbei vier Typen von Ähnlichkeitsbeziehungen, die im Ausgang von Berkeleys Distinktion von Sinnes- und Vorstellungsideen profiliert werden (vgl. 177). Bei der *natürlichen Ähnlichkeit*, die als erster Typus apostrophiert wird, handelt es sich um eine Repräsentationsrelation, die einzig in der Binnenlogik der Vorstellungsideen sowie zwischen den Vorstellungs- und Sinnesideen eines Sinnes existieren kann. Hingegen besteht die *spezifische Ähnlichkeit* allein zwischen jenen Sinnesideen, die mit einem singulären, bestimmten Sinn (z. B. dem Gehör) perzipiert wurden. Nach Berkeley gibt es keine in dem wirklichen Ansichsein der Dinge gegründete Similarität zwischen den Tastideen und den visuellen Ideen; diese *spezifische Heterogenität* bildet – wie der Verfasser unterstreicht – eine maßgebliche Einsicht und ein durchgängiges Fundament der Erkenntnistheorie Berkeleys.

Als drittes Modell kann die *generische Ähnlichkeit* exponiert werden, die sich zwischen der Gesamtheit der Ideen auf der einen Seite und den Geistern auf der anderen Seite aufspannt. Damit ist impliziert, dass allen Geistern übergreifende Wesensmerkmale konzediert werden können – wie diejenigen der Aktivität, der Perzeptionsfähigkeit und des Willensvermögens –, während die Ideen allesamt passiv, flüchtig und abhängig sind. Der vierte Aspekt manifestiert sich schließlich in der *funktionalen Ähnlichkeit* zwischen den Relationen, die von Gott eingerichtet wurden. Sie kommen sämtlich darin überein, eine von den Interessen und Machtvollzügen der Menschen unabhängige Finalursächlichkeit zu beinhalten (vgl. 161).

Das vierte und letzte Kapitel (219–318) reflektiert schließlich die inhaltliche Textur von ‚Zeichen‘ und ‚Bezeichnetem‘ innerhalb der Sprache Gottes. Es werden drei Möglichkeiten expliziert, welche Entität jeweils die Rolle des Signifikanten respektive des Signifikats einnehmen kann (vgl. 248). Es gilt nach Fasko zunächst festzuhalten, dass die visuellen Ideen auf Tastbares als ihr Bezeichnetes verweisen. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass das Bezeichnete die Funktion des extramentalen Bezugsgegenstandes (1), des gesprochenen Wortes (2), oder des Bedeutungsgehaltes (3) prästendieren kann. Nicht zuletzt wendet Fasko im vierten Kapitel einen enormen argumentativen Aufwand auf, um die Assertion zu entkräften, dass das gesamte wahrnehmbare Naturgeschehen als göttliche Sprache betrachtet werden könnte. Fasko geht an diesem Ort minutiös auf einzelne Paragraphen aus dem *Versuch einer neuen Theorie des Sehens*, der *Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis* (1710) und aus dem Dialog *Alciphron* ein, um die Forschungsposition zu untermauern, dass die auditiven, gustatorischen und olfaktorischen Sinnesideen als untergeordneter Teil der göttlichen Sprache gefasst werden sollten. Im Gegensatz zu den visuellen Ideen können sie nicht selbst ein eigenständiges Sprachsystem formieren.

Insgesamt ist zu resümieren, dass die vorliegende Monographie die deutschsprachige Berkeley-Forschung elementar bereichert. Fasko stellt eindrucksvoll unter Beweis, dass es sich nicht nur lohnt, Berkeleys argumentative Prämissen und Plädoyers – beispielsweise für den Immaterialismus, das Ähnlichkeitsprinzip oder die Passivität der Ideen – zu rekonstruieren und auf ihre Trif-

tigkeit zu überprüfen. Vielmehr kann er zeigen, wie ergiebig es ist, Berkeley – über die tradierte ideengeschichtliche Vergleichskonstellation des britischen Empirismus hinausgehend – innerhalb des Streitkontextes zwischen der natürlichen und der geoffenbarten Religion zu verorten. So kann Fasko Berkeleys erklärte Intention ernst nehmen, mit seinen Schriften gegen den Atheismus und das Freidenkertum zu votieren. Fasko weist dabei auch auf die praktisch-ökonomischen Facetten der Nihilismus-Diagnose Berkeleys hin: Ein sich ausbreitender Atheismus würde die moralische Verfassung der Gesellschaft bedrohen, deren Integrität und Stabilität Berkeley zufolge wiederum die unumgänglichen Ermöglichungsbedingungen für den allgemeinen Wohlstand und die Prosperität bilden.

Im Verbund mit Berkeley lanciert der Verfasser bedenkenwerte Fragen, die den Aufklärungsdiskurs noch heute beeinflussen und befördern können. So ließe sich diskutieren, inwieweit Berkeley darin recht zu geben ist, dass die scheinbar vernunftbasierte und weltoffene Grundhaltung der Freidenker ihrerseits auf einer problematischen hermeneutischen Restriktion fußt. Demzufolge müsste jeder den menschlichen Verstand oder ein empirisch genährtes Faktenwissen transzendierender Wahrheitsgehalt konsequent negiert werden. Vor diesem Gerichtshof müssen sowohl die kanonischen Offenbarungsschriften wie auch die metaphysische Spekulation weichen – und angesichts des Missbrauchs, der in der gesamten Historie mit uneinlösbaren Hypothesen und doktrinären Glaubenssätzen getrieben wurde, scheint dies eine wünschenswerte Entwicklung der säkularisierten Moderne zu sein. Indes ließe sich demgegenüber fragen, wie die Wesensbestimmung des Absoluten den Lebenssinn des Individuums beanspruchen und existenziell verändern kann, wenn es sich bei dem höchsten Prinzip nicht um eine personale und intelligente Instanz handelte?

Vor diesem Hintergrund kann es als eminente Stärke des Gottesbeweises der natürlichen Sprache nobilitiert werden, dass Berkeley die Personalität und Intelligenz des höchsten Prinzips nicht dogmatisch voraussetzt, sondern als notwendige Konklusion entfalten kann. Berkeley will seinem Empirismus insofern treu bleiben und der unhaltbaren Spekulation Einhalt gebieten, als die Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der wahrgenommenen Sinnesideen auf ein unendliches Bewusst-

sein indiziere. Dieses stiftet nach Berkeley die arbiträr verknüpften Zeichen, prägt den endlichen Geistern die Sinnesideen ein und strukturiert die letzteren innerhalb der Naturordnung.

Ohne die herausragende Qualität und die sprachphilosophisch-hermeneutischen Erkenntnisse der vorliegenden Monographie schmälern zu wollen, könnte abschließend der kritische Vorbehalt formuliert werden, ob der Immaterialismus nicht doch – und in einer umgekehrten Hierarchie als es der Verfasser proponiert – die unverzichtbare Grundlage für Berkeleys Theismus repräsentiert, sofern dieser auch philosophisch gerechtfertigt sein soll. So könnte hervorgehoben werden, dass erst die – unter der Ägide des Immaterialismus angesiedelte – Widerlegung einer materiellen oder nicht-intelligiblen Verursachungsinstanz der Sinnesdinge beziehungsweise der Ideen garantieren kann, dass der unendlich-göttliche Geist als einziger Autor des Naturgeschehens figurieren kann. Dessen ungeachtet, wird die vorliegende Studie für alle an der Philosophie des irischen Bischofs interessierten Leserinnen und Leser in jedem Fall eine enorm gewinnbringende Lektüre darstellen.